

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 61 (1957-1958)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Geschichten um ein Mietzimmer  
**Autor:** Schneller, Gertrud  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668860>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 18.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## G E S C H I C H T E N U M E I N M I E T Z I M M E R

Es sind noch keine zwei Jahre vergangen, seit dem Tage, da ich sozusagen nichts mehr besass, als das, was mir am Leibe hing: ein dünnes Kleidchen und einen hässlichen, für meine zierliche Figur viel zu grossen Mantel. Das Kleid wie der Mantel waren schwarz, denn ich hatte vor drei Tagen meinen Vater zu Grabe getragen. Nun standen die Gläubiger vor der Tür und holten alles, was noch da war, und während ich verzweifelte Herzens feststellte, wie die Männer mit gleichgültigen Mienen Stück um Stück aus der Wohnung trugen, wunderte ich mich aber auch zugleich, dass ihre Hände sogar nach der abgeschossenen, ausgefransten Bettvorlage und nach dem lebensgrossen Hochzeitsporträt meiner Eltern griffen.

«Lassen Sie die Photo», rief ich, bemüht, meiner Stimme noch eine gewisse Stärke zu verleihen, «es sind meine Eltern.»

Der Mann blickte auf und meinte:

«Ich muss sie nehmen. Der Rahmen hat einigen Wert.»

Es geschah noch manches an jenem armseligen Tag, zum Beispiel lernte ich zum erstenmal in meinem Leben die Güte kennen. Sie dünkte mich süss, wie die farbigen Bonbons, die ich als kleines Mädchen gerne gelutscht hatte, und die in Mengen gegessen ein widerliches Uebelkeitsgefühl hinterlassen. Als mein Vater noch lebte, war alles anders gewesen. Wir waren arm, aber sein Stolz, den er bis zur Sterbensstunde bewahrt hatte, baute eine Mauer um unsere Dürftigkeit und wenn die Leute auch über unsere Lage nur allzu gut Bescheid wussten, respektierten sie diese Mauern so gut sie es eben in ihrer Schwäche vermochten.

Nun waren diese Mauern gefallen und die Leute schritten wohlwollend über ihre Trümmer; sie boten mir zu Essen und zu Trinken an, sie gaben mir ein Nachtlager, sie schenkten mir ein wärmeres Kleid und ein Paar gute Schuhe. Doch alle ihre Geschenke waren begleitet von manchen Bemerkungen ungefähr folgenden Wortlautes: «Ach, du

armes Kind, hätte dein Vater nicht ...» oder «Du armer Teufel, wenn dein Vater damals ...» oder «Was soll aus dir noch werden nach alledem ...» und «Iss dich wenigstens einmal richtig satt ...».

Einige Tage später, nachdem die Angelegenheit mit Haus und Geschäft geregelt waren, stand ich am Bahnhof unseres Dorfes. Der Pfarrer, der mich begleitet hatte, drückte mir ein Bahnbillett in die Hand sowie etwas Bargeld. Er versprach mir für die Pflege von Vaters und Mutters Grab zu sorgen und schliesslich gab er mir noch einige Lebensregeln mit auf den Weg.

Ich war einundzwanzig Jahre alt und fuhr nun zum erstenmal in die Stadt. Ich fuhr, begleitet zugleich von dem wilden Schmerz des Abschiedes von meinem Heimatdorf und der stillen Hoffnung, in Zürich Arbeit zu finden, um allein und unabhängig ein neues Leben beginnen zu können.

Nachdem ich vorübergehende Aufnahme in einem Heim gefunden hatte, ging ich daran, mein heisses Ziel zu verfolgen. Ich suchte nach Arbeit. Es war leichter als ich es mir vorgestellt hatte, denn schon nach vier Tagen bekam ich eine Anstellung in einer Fabrik. Der Lohn war nicht gross, aber schliesslich waren auch meine Kenntnisse nicht gross und weil ich das sofort erkannte, schrieb ich mich zugleich in einer Abendschule ein. Und dann zuletzt suchte ich nach einem Zimmer. Bis jetzt hatte ich in einem Saal zusammen mit achtundzwanzig anderen Mädchen geschlafen, doch da ich die Nachteile dieses Massenlagers nur zu rasch erfahren musste, gab es nichts mehr in meinem Leben, das grössere Sehnsucht in mir erregte, als ein eigenes Zimmer bewohnen zu dürfen. Ich wusste, ich würde hungern müssen, um mir nebst den Ausgaben einer Abendschule diesen Luxus zu erlauben. Aber ich hatte mich entschlossen, meinem seelischen Bedürfnis den Vorzug zu geben und so suchte ich bis zur Verzweiflung nach einem Zimmer. Nie hatte ich in unserem Dorfe etwas über die Wohnungs- und Zimmernot gehört, erst als ich an fremden Türen mit einem mitleidigen Kopfschütteln, begleitet zugleich mit einem etwas entsetzten Blick auf meine hässlichen schwarzen Kleider abgewiesen, und als neugierige Fragen über Stellung und Verdienst an mich gerichtet wurden, wusste ich Bescheid. Einmal, nur einmal durfte ich trotz des hässlichen Mantels einen Blick in ein zu vermietendes Zimmer werfen. Doch der horrende Mietpreis, der an mein noch empfindliches Ohr drang, verwandelte meine heisse Sehnsucht in bittere Pein.

Und dann, weil mein vergebliches Suchen nach einem eigenen Raum meine Sehnsucht immer noch nicht ganz getötet hatte, pilgerte ich an einem Feierabend, es war ein stürmischer, kalter Novemberabend in ein mir noch unbekanntes Quartier der Stadt. Es gab dort ruhige Strassen, viele zum Teil schon entlaubte Bäume und kleine Häuser geborgen in gepflegten Gärten. Erst als meine Hand die nasse kalte Türklinke einer Gartenpforte hielt, wurde mir bewusst, dass ich hier nichts zu suchen, noch zu hoffen hatte. Als ich das Tor wieder leise wie ein Dieb schloss, sprang mich bellend ein Hund an und eine tiefe Männerstimme fragte mich:

«Waren Sie bei mir?»

Ich blickte in eisgraue Augen; das ganze Gesicht schien mir in diesem Augenblick nur aus diesen kühlblickenden forschenden Augen zu bestehen und stotterte:

«Nein, nein.»

«Aber ich sah Sie doch aus meinem Garten kommen», sprach der Mann, der indessen den bellenden Hund geruhigt hatte.

«Ja ... aber ... ich ... ich habe mich geirrt», sprach ich hastig.

Der Mann durchdrang mit seinem Blick und meinte:

«Wenn Sie wegen des Zimmers kamen ... es ist noch frei.»

Ich stand nun errötend und stumm vor ihm.

«Kommen Sie», befahl er.

Unter erneutem Gebell des Hundes betraten wir das Haus. Mein Herz klopfte vor Erregung, als ich meinen Fuss auf die mit rotem weichem Teppich belegte Treppe setzte. Doch als er die Türe im oberen Stockwerk mit den Worten: «Das wäre das Zimmer», öffnete, stockte mein Atem. Noch nie hatte ich soviel Schönheit gesehen. Der ganze Raum bot sich meinen Augen wie ein schönes von Meisterhand entworfenen Bild. Keine aufdringliche Eleganz war es, die mich bestach, sondern die in vielen Pastellfarben abgestimmte Harmonie der Möbel und Vorhänge, die Blumen auf dem kleinen Tisch, der warme Schein der Leselampe, das Büchergestell mit den vielen Bänden, das Fenster das eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt bot.

«Gefällt es Ihnen nicht?» fragte der Mann mit harter Stimme und ich muss gestehen, dass seine für mich unverständliche Frage noch mehr zu meiner Verwirrung beitrug. Dies hatte zur Folge, dass ich ihm Antwort zu geben vergass.

«Es ist gut geheizt und auch die Aussicht ist nicht schlecht», fuhr er in demselben harten Ton weiter und die Worte der Werbung, die er für dieses prächtige Zimmer verwenden musste, bewiesen mir, dass er wohl einen für die meisten Interessenten unerschwinglichen Mietpreis verlangte.

So sagte ich nur:

«Ich will es mir noch überlegen.»

Der Mann nickte und antwortete:

«Bitte, geben Sie mir für alle Fälle ihre genauen Personalien an. Ich wohne allein in diesem Haus und ich kann natürlich nur verlässliche Mieter aufnehmen.»

Ich wollte ihm entgegen, dass diese Angaben nutzlos seien, da ich mir ohnehin diesen Luxus nicht leisten könne, aber ich sagte nichts, sondern leistete seinem Wunsche Folge. Es reizte mich so zu tun, als ob es mir wirklich möglich wäre, das Mieten dieses Zimmers in Betracht zu ziehen, ohne überhaupt nach seinem Mietpreis zu fragen. Ich war so verwirrt, dass ich meine armselige Erscheinung, die mich mehr verriet als alle Worte, vollständig vergass.

Als ich ging, gab mir der Mann seine Hand und sprach:

«Graber, Walter Graber ist mein Name.»

Ich nickte, grüsste und ging. Schon stand ich unter dem Rahmen der Türe als er mich fragte:

«Warum tragen Sie Schwarz, Fräulein?»

«Mein Vater ist gestorben, vor einigen Wochen», antwortete ich etwas erstaunt über seine, wie mich dünkte, überflüssige Frage.

Nach Ablauf von zwei Tagen bekam ich von Herrn Graber einen Brief, in welchem er mitteilte, dass ich das besichtigte Zimmer auf Wunsch sofort zu einem monatlichen Mietzins von dreissig Franken beziehen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich das Schreiben las. Ich hatte viele hässliche, ungeheizte Mansarden besichtigt, für die

---

*Ein Ferkel sieht am nahen Bach  
drei Enten, die sich putzen,  
und spottet laut: «Dass ich nicht lach'!  
Was bringt euch das für Nutzen?»  
Spricht eine Ente voller Ruh:  
«Wie kann man wohl sich fühlen?  
Wir könnten niemals so wie du  
in jedem Schmutze wühlen!»*

*Rob. Schaller*



Preise von siebzig und achtzig Franken gefordert wurden, und jetzt sollte ich für weniger als die Hälfte einen geheizten Luxusraum mit Blick auf den See beziehen können? Die Nachricht hätte mich nach meiner bis jetzt unerfüllten Sehnsucht freuen sollen. Aber sie freute mich nicht recht. Ich ahnte sofort, dass hier irgend etwas nicht stimmen konnte. Ich überlegte lange und viele Vermutungen beschwerten meine Gedanken. Indes, ich kam zu keiner bestimmten Erklärung und so wandte ich mich an meine Arbeitskolleginnen. Sie lachten alle etwas zweideutig und meinten, ob ich denn eigentlich hinter dem Mond wohne? Item ... ich gab auf den Brief von Herrn Graber keine Antwort, denn wie schon bemerkt, traute ich der Sache nicht. Nach zwei Tagen kam ein zweites Schreiben von ihm, in welchem er mitteilte, dass, wenn ich ihm innert zwei Stunden keinen Bericht gäbe, er das von mir besichtigte Zimmer anderweitig vermieten werde.

Ich weiss nicht, ob es meine brennende Sehnsucht nach einem Zimmer oder dieser zweite Brief von Herrn Graber war, was mich bewog in sein Haus einzuziehen.

Endlich, geborgen in der Harmonie und Stille eines eigenen Raumes, hätte für mich alles leichter werden können. Die harte Arbeit in der Fabrik, der mühsame Unterricht in der Abendschule, die noch nicht verheilten Schmerzen über Vaters Tod und die ewigen Wunden meiner schweren Jugend. Aber es wurde nicht leichter, weil mich mein Misstrauen Tag und Nacht beunruhigte. Indes, ich hatte Walter Graber, seit ich das Zimmer bezogen hatte, nie mehr zu Gesicht bekommen. Nur manchmal, wenn ich schon zu Bette lag, hörte ich ihn mit schweren Schritten die Treppe hinauf steigen, denn er schlief ebenfalls im oberen Stockwerk.

Einmal, eines Abends, ich sass im Sessel unter der Lampe und machte Aufgaben, da klopfte er energisch an meine Zimmertür. Ich zitterte vor Angst.

«Was wollen Sie?» rief ich.

«Ich gebe das Zimmer nur mit Frühstückseinnahme ab. Ich vergass es Ihnen zu sagen», rief er laut und hart. «Sind Sie einverstanden?»

Seine Bedingung passte mir nicht recht, denn ich frühstückte aus Spargründen nie. Ich überlegte, was ich ihm erwidern sollte, doch ehe mir eine Antwort einfiel, hörte ich ihn rufen:

«Dann erhöht sich selbstverständlich der Preis um fünfzehn Franken pro Monat.»

Er wartete meine Erwiderung gar nicht ab. Ich hörte, wie er durch den Korridor ging und seine Zimmertür aufschloss.

Am nächsten Morgen setzte mir die Haushälterin, die ebenso schweigsam war wie mein Vermieter, ein derart üppiges Frühstück vor, dass ich mir leicht, ohne zu hungern, mein Mittagessen ersparen konnte. Immerhin, mir war nicht wohl in meiner Haut. Ich rechnete aus, wie teuer ein solches Frühstück, das ich hier zu fünfzig Rappen einnahm, normal zu stehen käme, und mein Misstrauen über den freigebigen Zimmervermieter wuchs und beunruhigte mich immer mehr.

Nachdem ich nach Ablauf von dreissig Tagen Herrn Graber meine Zimmer- und Frühstücksschulden beglichen hatte, klopfte er mich in der darauffolgenden Nacht aus dem Schlaf. Wieder überfiel mich eine heftige Angst.

Ich antwortete nicht auf sein Klopfen, bis dasselbe so stark wurde, dass ich rief:

«Was ist! Was wollen Sie? Ich habe schon geschlafen.»

«Bitte, Fräulein Anna, kommen Sie schnell in mein Zimmer», rief er.

Ich antwortete nicht, sondern schlich zur Tür, um mich zu vergewissern, dass ich den Riegel geschoben und den Schlüssel gedreht hatte.

«Fräulein Anna! Sind Sie wach! Bitte, kommen Sie doch schnell.»

Seine Stimme, die sonst immer einen metallenen harten Klang hatte, schien mir verändert.

«Bitte, kommen Sie doch», rief er nochmals.

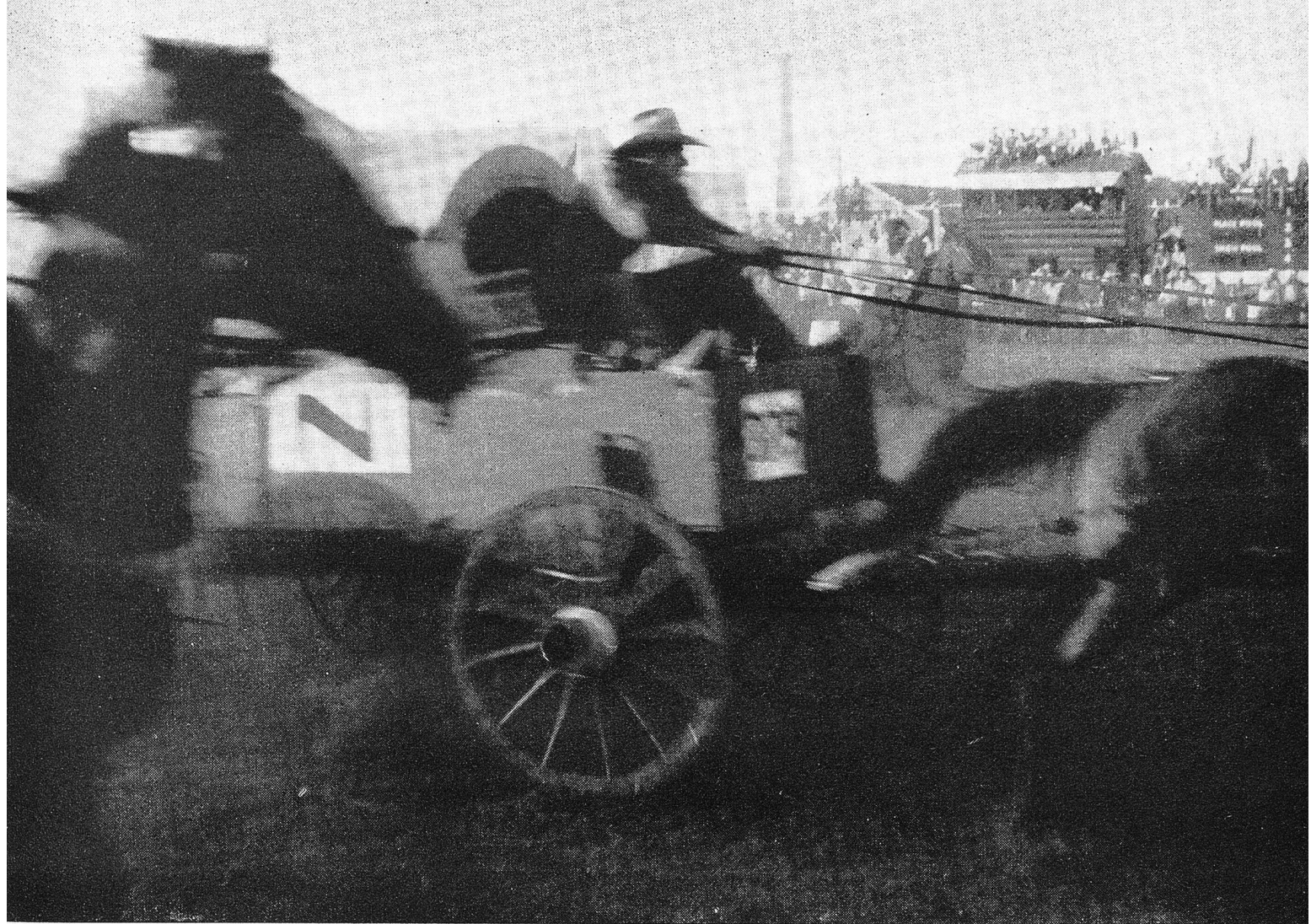
«Warum? Was wollen Sie denn von mir?» rief ich voller Angst.

«Der Hund ... ich weiss nicht, ob er sterben muss, bitte ...»

Ich wusste, die Haushälterin schlief nicht im Hause; ich war also allein mit diesem mir fremden Manne, es war nur zu gut möglich, dass er mich durch ein scheinbar wichtiges Anliegen aus meinem Zimmer zu locken versuchte. Lange wusste ich nicht, was ich machen sollte. Aber seine Stimme, die, wie mich dünkte, immer flehender wurde, zwang mich dann doch endlich seiner Bitte Folge zu leisten. Ich hüllte mich in meinen Mantel und folgte ihm auf sein Zimmer.

Wirklich, hier lag der Hund Alex, seine Augen waren leicht verdreht, während er erbärmlich winselte.

«Ich glaube, er hat sich den Magen verdorben», erklärte Herr Graber, «fühlen Sie nur, seine Nase



*Rodeo in Calgary (Alberta/Kanada)*

*Foto H. P. Roth*



ist ganz heiss. Er hat Fieber. Ich habe soeben dem Tierarzt telephoniert, aber er war abwesend und kann erst gegen Morgen hier sein.»

Da wir zu Hause Tiere gehabt hatten, kannte ich mich in diesen Angelegenheiten ziemlich aus.

«Ein Brechmittel ist das beste», sagte ich rasch, «haben Sie welches hier?»

«Nein.»

«Wo ist die nächste Apotheke mit Nachtdienst?»

Herr Graber fragte den Auskunftsdienst nach der Adresse, während ich mich in meinem Zimmer rasch anzog.

Zurückgekommen von meinem mitternächtlichen Ausflug, träufelten wir dem widerstrebenden Tier das Brechmittel ein. Es ging nicht lange, da erbrach sich der Hund erbärmlich. Bald blickten auch seine Augen wieder normal und das Fieber sank.

«Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe», sagte Herr Graber, «wissen Sie, ich hatte solche Angst. Ich musste Sie wecken. Alex ist schon zehn Jahre bei mir, sein Tod hätte mich schwer getroffen. Es ist gut, dass Sie im Hause waren und etwas von der Sache verstanden.»

Dann reichte er mir die Hand. Ich schämte mich, ihm die meine zu geben, aber ich tat es doch; ich tat es mit gesenktem Blick. Mir war, als brannten meine hässlichen Vermutungen, mein Misstrauen und meine Angst wie ein Feuerball in meinem Gesicht.

«Herr Graber ... warum geben Sie mir alles so billig? Das Zimmer, das Frühstück?» fragte ich endlich mit leiser Stimme. «Ich bin doch für Sie eine Fremde.»

«Können Sie denn mehr bezahlen?» fragte er.

«Nein, nein, das schon nicht.»

«Also! Dann wissen Sie warum», antwortete er. Seine Stimme war nun wieder laut und hart.

«Ja ... aber ...» Ich wollte sagen, dass doch sonst kein Mensch auf einen anderen solche Rücksicht nähme und dass er doch das Zimmer an einen zahlungskräftigeren Mieter hätte abgeben können. Doch er unterbrach mich nach meinen «aber».

«Aber Sie haben Angst, dass ich plötzlich einmal den Preis erhöhen werde. Tue ich nicht. Ich habe mich genau erkundigt über Ihren Verdienst und Ihre Auslagen. Ich verlangte also genau soviel, wie Sie zu zahlen imstande sind. Beim Zimmer wie beim Frühstück.»

Ich blickte erstaunt, gerührt und tief beschämt in sein Gesicht.

«Ich meinte immer ... ich glaubte immer ... ich ...»

Wieder unterbrach er mich.

«Selbstverständlich, wenn Sie einmal viel mehr verdienen, dann werden Sie auch mehr bezahlen müssen. Verlassen Sie sich darauf», sprach er und liess mich stehen.

In meinem Zimmer dachte ich lange über seine Worte nach und endlich wusste ich, dass ich zum erstenmal der echten Güte begegnet war; einer Güte, die ich nicht erkannte und der ich deshalb misstraut hatte, weil sie ohne Worte und ohne Anpreisung war, weil sie sich nicht wie süsse Bonbons in glänzendem Papier gewickelt darbot, sondern sich unscheinbar, ja fast unerkennbar in ihrer Stille gab.

So hat mich Jakob Graber die Güte gelehrt, und ich hoffe nur, dass ich nicht ein allzu unbegabter Schüler gewesen bin.

*Ernst Heimeran*

## A L T E R N   E I N   G E N U S S

Altern ein Genuss? — Altern ist doch eine Last, eine Beschwer, ein Problem zu mindest, ein Problem der Entsagung vor allem, des Abfalls der Kräfte. Am besten, man denkt nicht daran, man redet nicht davon, man verbirgt möglichst, wie alt man schon ist. Und da will uns jemand einreden, Altern sei gar ein Genuss? So kann nur einer sprechen, der noch nicht weiss, wie Altern tut, wie es insbesondere Frauen tut, der Grünschnabel.

Nun, ein Grünschnabel ist es gerade nicht, der das behauptet. Er ist immerhin in einem Alter, in dem man anfängt, sich für das Altern zu interessieren. Es ist das zweifellos bereits eine Alterserscheinung. Ich kann mich noch gut erinnern, wie unendlich mich in der Schule Ciceros Schrift über das Greisenalter langweilte, die unsern greisen Professor offenbar aufs höchste fesselte. Sie fesselt mich zwar vorderhand immer noch nicht sonderlich, aber ich fange doch an, darüber nachzuden-